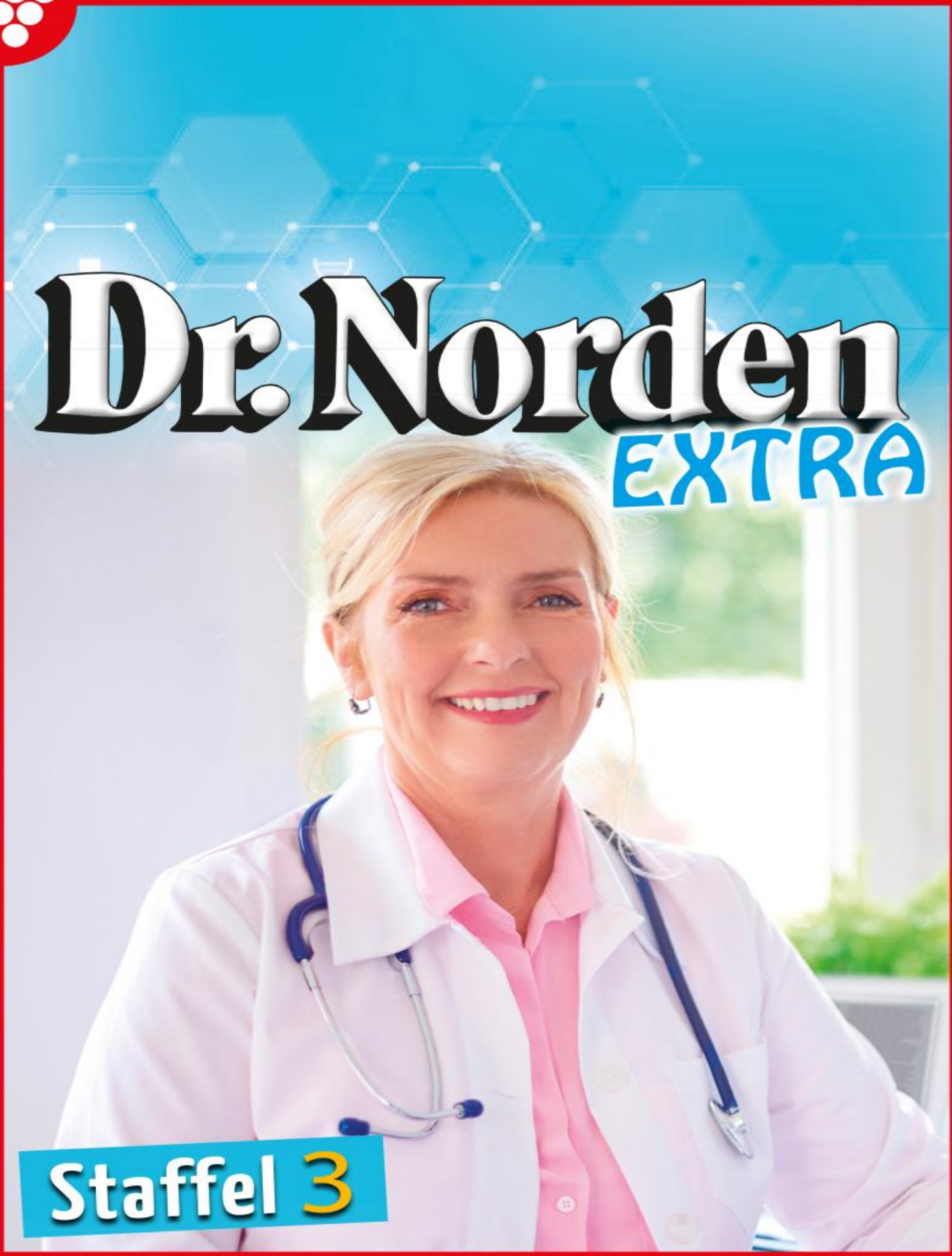
Dr. Norden EXTRA



Staffel 3

Inhalt

Was sie nicht zu schaffen wagte
Erste Liebe - erstes Leid
Ich stehe zu meinem Wort
Verlorene Träume
Er kam aus einem anderen Land
Verwundete Seele
Verzeih mir
Es war im letzten Sommer
Wovor hast du Angst?
Ein Abschied, der keiner war

Dr. Norden Extra
– Staffel 3 –

E-Book 21-30

Patricia Vandenberg

Nr. 21

Dr. Norden EXTRA

unveröffentlichter Roman

Was sie nicht zu schaffen wagte

P. Vandenberg

Was sie nicht zu schaffen wagte

Roman von Vandenberg, Patricia

Alexander Brückner stand mit gesenktem Kopf vor Dr. Norden. Er fuhr sich mit der Hand über die Augen, bevor er den Arzt ansah. Das Zucken seiner Wangenmuskeln verriet seine innere Erregung.

»Haben Sie es Mama gesagt?« fragte er tonlos.

»Ich brauchte nichts zu sagen, sie wußte es bereits. Sie wollte vor Ihnen verheimlichen, solange es geht, daß es Krebs ist.«

»Sie hat sich nie etwas anmerken lassen. Bin ich denn blind und taub? Ich müßte es doch längst gemerkt haben, daß sie krank ist.«

»Sie hatte noch eine gute Zeit, und sie ist eine sehr tapfere Frau. Ich bin auch überrascht, wie gut sie auch jetzt noch aussieht. Das hat mit ihrer positiven Einstellung zu tun. Sie hadert nicht mit ihrem Schicksal.«

»Es ist für mich sehr schwer, mich damit abzufinden, Dr. Norden. Ich weiß auch nicht, wie ich jetzt mit ihr reden soll.«

»So wie immer. Es ist ihr größter Wunsch, daß Sie nicht mit ihr leiden sollen. Sie hat auch noch ein Anliegen, das Sie ihr erfüllen sollten.«

»Was für ein Anliegen?«

»Das wird sie Ihnen selbst sagen.«

»Sie hat wirklich keine Chance?« fragte Alexander schleppend. »Ist eine Operation nicht möglich? Gibt es keine anderen Möglichkeiten?«

»Die Chemotherapie lehnt sie ab. Eine Operation würde sie sehr entstellen. Es ist für mich auch nicht einfach, Ihnen das zu erklären. Sie wissen, wie sehr ich Ihre Mutter schätze. Ich habe den größten Respekt vor ihr, daß sie den Tatsachen so mutig begegnet.«

»Und das gleiche erwartet sie von mir. Ja, sie hat einen starken Willen, aber ich habe nur sie und ich liebe meine Mutter über alles. Sie war für mich immer ein Vorbild. Ich wollte sie nie enttäuschen, und so habe ich auch keine Freundschaften geschlossen, die ihr womöglich nicht gefallen hätten. Wenn mir mal ein Mädchen gefiel, bekam

ich zu hören, daß ich ein Muttersöhnchen sei oder wurde sogar ausgelacht, weil ich bei ihr wohnen bleiben wollte. Aber sie hat mich nie eingeengt, von ihr konnte ich nur lernen.«

Dr. Norden nickte. Aline Brückner war eine sehr gebildete, hochintelligente Frau und Doktor der Philosophie. Sie hatte auch ein paar wissenschaftliche Bücher geschrieben, mit denen sie großen Erfolg hatte.

Alexander hatte Volkswirtschaft und Jura studiert. Es war ihm leichtgefallen, und er hatte auch andere Interessen, wie seine Mutter. Sie waren gemeinsam durch die Welt gereist, hatten sich mit fremden Kulturen beschäftigt und für die bedrohte Natur engagiert.

Alexander war jetzt achtundzwanzig Jahre und als Wirtschaftsjurist, wie auch für internationale Rechtsangelegenheiten tätig. Er hatte sich, trotz seiner noch jungen Jahre, bereits einen Namen gemacht.

Alexander sah gut aus, war aber alles andere als ein Schönling, und er wirkte immer reserviert.

Aline Brückner hatte sich vor vier Tagen freiwillig in die Behnisch-Klinik begeben, um ihrem Sohn ihre Schmerzen zu ersparen, die sehr plötzlich so stark geworden waren, daß sie sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte. Alexander war zwei Tage außerhalb gewesen und hatte den Zusammenbruch nicht mitbekommen. Nun aber war Alexander von Dr. Norden eingehend informiert worden, während seine Mutter ihn zuerst in dem Glauben gelassen hatte, daß sie sich nur einmal einer Generaluntersuchung unterziehen wollte.

»Ich werde Mama jetzt besuchen«, sagte Alexander. »Hoffentlich verhalte ich mich richtig.«

»Sie bekommt Infusionen und wird sich zuversichtlich zeigen. Sie wird Sie noch täuschen wollen, aber ich hielt es für besser, Sie nicht im unklaren zu lassen.«

»Dafür bin ich Ihnen auch dankbar.«

»Sie können immer mit mir reden, wenn Ihnen danach zumute ist, Herr Brückner.«

Dr. Norden wußte, welch schweren Gang Alexander Brückner jetzt antrat. Es war immer schlimm, wenn man wußte, daß man bald von einem geliebten Menschen Abschied nehmen mußte. Noch schlimmer aber war es, wenn man einen geliebten Menschen von einer Stunde zur andern verlor, mitten aus dem vollen Leben gerissen.

Das hatte an diesem Vormittag Jill Henson in London erleben müssen. Weder sie noch Alexander konnten ahnen, daß sich ihre Schicksale auf seltsame Weise verknüpfen würden.

*

Dorothy Henson hatte ihre Werbeagentur um zehn Uhr verlassen. »Halt die Stellung, Jill«, sagte sie zu ihrer Tochter, »ich bin mittags wieder zurück.«

»Laß dir Zeit, Mummy«, erwiderte Jill. Jill war dreiundzwanzig und sehr tüchtig. Sie war eine moderne, clevere und creative junge Frau, die sich zu behaupten wußte, und sie ließ sich nicht so schnell aus der Ruhe bringen wie ihre temperamentvolle Mutter.

Bisher war ihr Leben allerdings auch in ruhigen Bahnen verlaufen. Ihr hatte es nichts ausgemacht, daß ihre Eltern sich getrennt hatten. Damals war sie fünf Jahre alt gewesen, und da ihr Vater ständig unterwegs gewesen war, hatte sie gar keine Bindung an ihn gehabt.

Mit ihrer Mutter verstand sie sich blendend. Es war kein Schmuseverhältnis. Seit sie älter geworden war, betrachtete Jill ihre schöne und tolerante Mutter mehr als Freundin. Auch ihre Zusammenarbeit gestaltete sich sehr harmonisch. Sie ergänzten sich und inspirierten sich auch gegenseitig.

Jill hatte gerade ein wichtiges Telefonat beendet, als ihre Sekretärin eintrat. Debbi war kreidebleich. Ihre Stimme

zitterte, als sie sagte: »Jill, da möchte dich ein Herr sprechen. Er ist von der Polizei.«

Jill sprang auf. Sie hatte plötzlich eine Vision. »Ist etwas mit Mum?« fragte sie erregt.

Es war die schlimmste Stunde ihres Lebens, da sie erfuhr, daß ihre Mutter in einen schweren Unfall verwickelt und lebensgefährlich verletzt worden war. Sie war ins Thornton-Hospital gebracht worden.

Debbi rief ein Taxi herbei. Selbst konnte und wollte sich Jill nicht ans Steuer setzen. Sie war benommen, wie gelähmt, völlig fassungslos und voller Angst.

Es dauerte ihr viel zu lange, bis sie beim Hospital ankamen, aber dann konnte sie mit Dr. Thornton persönlich sprechen, mit dem sie und ihre Mutter schon länger persönlich bekannt waren.

Seine Miene war sehr ernst, traurig sogar, so daß sie schon das Schlimmste fürchtete. Er legte seinen Arm um ihre Schultern.

»Es sieht leider nicht gut aus, Jill«, erklärte er düster. »Dotty liegt im Koma. Meine Hoffnung ist ihr starkes Herz.«

»Wie ist das passiert?« fragte Jill bebend.

»So ein Verrückter hatte es mal wieder besonders eilig. Er ist tot, aber leider mußten ein paar andere Unbeteiligte auch daran glauben.«

»Aber Sie tun doch alles für Mum«, flüsterte Jill. »Sie muß leben, ich darf sie nicht verlieren.«

»Ich möchte sie auch nicht verlieren, Jill«, sagte er leise. »Sie bedeutet mir sehr viel. Aber jetzt kann ich auch nur beten, daß sie auf die Behandlung anspricht.«

Jill war viel zu erregt, um noch Fragen zu stellen. Sie wollte ihre Mummy sehen, bei ihr sein und auch beten.

*

Zu dieser Zeit saß Alexander Brückner schon eine Stunde am Bett seiner Mutter. Sie war nach der Infusion in guter

Verfassung. Wenn sie sprach, war ihr kaum etwas anzumerken.

»Du sollst dir keine Sorgen machen, Alexander. Unser aller Leben liegt in Gottes Hand. Wir müssen es nehmen, wie es uns beschieden ist.«

»Du bist noch viel zu jung, Mama. Du darfst nicht resignieren.«Nur langsam kamen die Worte über seine Lippen. Seine Kehle war trocken, sein Herz schlug dumpf.

»Ich resigniere nicht. Ich möchte noch etwas in Ordnung bringen, mein Junge. Es ist mir sehr wichtig. Du mußt mir dabei helfen.«

»Und wie kann ich das, Mama?«

»Wir müssen einmal über frühere Zeiten sprechen. Du hast ja wohl kaum noch eine Erinnerung an deinen Vater, Alexander.«

»Nur, was du mir erzählt hast. Er war ja ständig auf Reisen.«

»Auf Forschungsreisen. Leider wurden seine Verdienste nicht so gewürdigt, wie er es sich vorgestellt hatte. Er hat diese Reisen stets mit einem Freund unternommen. Er hieß Jeremy Fleming und war Engländer. Er war erfolgreicher als Paul.« Sie schöpfte tief Atem. »Er hatte außerdem viel für mich übrig.« Aline lächelte. »Nicht nur für mich, sondern auch für andere Frauen, aber das wußte ich damals noch nicht. Ich war jung, und es gefiel mir, wie er mir den Hof machte. Es gefiel mir auch, daß dein Vater einmal eifersüchtig wurde, denn unser Eheleben war nicht besonders aufregend. Ich ahnte aber nicht, wohin diese Eifersucht dann führen würde. Damals war dein Vater in einer besseren Position als Jerry. Er machte ihn beruflich fertig. Und mir erzählte er von Jerrys Abenteuern. Es nützte nichts, daß ich ihm schwor, daß nie etwas Ernstes zwischen Jerry und mir gewesen wäre und daß ich nur erreichen wollte, daß mir von meinem Ehemann mal mehr Aufmerksamkeit entgegengebracht würde. Aber es nützte nicht viel. Nach außen hin zeigte er sich versöhnlich, aber er

blieb immer mißtrauisch und zu Jerry brach er jeden Kontakt ab. Dennoch schrieb mir Jerry, nachdem er von dem Tod deines Vaters erfahren hatte. Später teilte er mir auch mit, daß er geheiratet hätte. Vielleicht tat er das, um seiner Eitelkeit Genüge zu tun, da ich ihn abgewiesen hatte. Ich habe viel darüber nachgedacht. In Pauls schriftlichem Nachlaß fand ich dann aber Unterlagen, aus denen hervorging, daß Jerry den Hauptanteil an einem Buch verfaßt hatte, das Paul herausgebracht hatte. Ich möchte, daß er erfährt, daß ich davon nichts wußte. Ich wollte ihm das selbst mitteilen, aber ich habe nicht in Erfahrung bringen können, wo er sich niedergelassen hatte. Das erfuhr ich erst vor ein paar Wochen durch eine Presseinfo. Er lebt jetzt in Cambridge, hat dort eine Professur angenommen. Du findest alle Unterlagen über ihn in meinem Schreibtisch, und ich bitte dich darum, ihm diese persönlich zu bringen. Es würde meinem Seelenfrieden dienlich sein. Ich fühle mich schuldig, daß alles so für ihn gelaufen ist, obgleich er später Erfolg hatte, aber irgendwie habe ich ihn für meine Zwecke benutzt. Ich habe nicht an die Folgen gedacht und daran, daß eine Männerfreundschaft in die Brüche gehen könnte. Du siehst, ich habe auch meine Fehler.«

»Ich sehe das nicht so eng, Mama. Du hast dich vernachlässigt gefühlt.«

»Du brauchst keine Entschuldigungen für mich zu suchen, Alexander. Es war töricht von mir und völlig überflüssig. Ich habe mich dann selbst gestraft, indem ich auf Distanz zu allen Männern ging, die meinen Weg kreuzten.«

Alexander umschloß die Hände seiner Mutter mit warmem Griff, und er war erschrocken, wie kalt sich diese anfühlten.

»Vielleicht wäre ich auch sauer gewesen, wenn du einem Mann mehr Zuneigung eingeräumt hättest als mir«, sagte er.

»Das wäre nie geschehen. Deinen Platz konnte dir niemand streitig machen. Ich liebe dich sehr, mein Junge, das möchte ich dir noch einmal sagen. Ich wünsche dir ein

langes, glückliches Leben mit einer Frau, die dich versteht, und die du liebst, daß du ihr immer vertraust.«

Danach sank sie erschöpft in einen tiefen Schlummer, aus dem sie nicht mehr erwachte. Zwei Tage später tat ihr Herz seinen letzten Schlag. Im Tode wirkte ihr Gesicht völlig entspannt und friedlich, aber für Alexander war das Leben leer geworden.

Erst nach der Beerdigung, die drei Tage später stattfand, brachte er es fertig, sich vor den Schreibtisch seiner Mutter zu setzen und sich mit den Papieren zu befassen. Aber es war für ihn selbstverständlich, ihren letzten Wunsch zu erfüllen. Er war aber auch gespannt, den Mann kennenzulernen, der anscheinend doch eine bedeutsamere Rolle in ihrem Leben gespielt hatte, als sie selbst hatte zugeben wollen.

Finanziell war er durchaus in der Lage, seinen Mitarbeitern die anliegenden Fälle zu überlassen. Er flog nach England, um Jeremy Fleming aufzusuchen.

*

Eine Woche lag Dorothy Henson schon im Koma. Jill verbrachte soviel Zeit an ihrem Bett, wie sie erübrigen konnte, aber sie wollte auch die Agentur nicht vernachlässigen, damit Dorothy nichts auszusetzen haben sollte, wenn sie wieder zurückkehrte ins Leben.

Jill war davon felsenfest überzeugt, und neuerdings zeigte sich auch Dr. Thornton hoffnungsvoller. Natürlich wollte es auch ihm nicht gefallen, daß das Koma so lange anhielt, aber die Messung der Gehirnströme sagte aus, daß keine schwere Schädigung zu befürchten war. Die Gehirnzellen arbeiteten normaler, als der Allgemeinzustand vermuten ließ.

Die inneren Blutungen hatten glücklicherweise schnell zum Stillstand gebracht werden können. Nun blieb zu

hoffen, daß durch die Knochenbrüche keine weiteren Komplikationen zu erwarten waren.

»Mummy, wach doch auf, schau mich einmal an, damit du weißt, wie sehr ich dich brauche«, sagte Jill immer wieder. Aber Dorothy lag still und bewegungslos, und Jill lauschte auf jeden leisen Atemzug.

Sie war nicht fähig gewesen, sich um etwas zu kümmern. Die Privatpost stapelte sich, den Anrufbeantworter hatte sie nicht mehr abgehört, seit sie ihn mit der Nachricht besprochen hatte, daß sie vorerst nicht zu erreichen sei.

Als sie von der Klinik aus zum Büro fuhr, ging ihr durch den Sinn, was Dorothy wohl von ihr erwarten würde. Sie durfte sich jedenfalls nicht hängenlassen. Sie hatten Freunde, die sich jetzt wohl vor den Kopf gestoßen fühlten, wenn sie bei ihren Anrufen im Büro von Debbi abweisende Antworten bekamen. Debbi war jedoch regelrecht kopfscheu, seit der Unfall passiert war. Sie hing, von allen Angestellten am meisten, an Dorothy, und dementsprechend war sie auch nicht geneigt, sich über Dorothys Zustand ausfragen zu lassen.

Als sie ins Büro kam, fand sie in ihrem Zimmer einen Besucher vor, den sie nicht erwartet hatte.

»Onkel Jerry, wo kommst du her?« fragte sie tonlos.

»Direkt aus Cambridge, Jill. Ich habe keine Lust mehr, dem Anrufbeantworter Fragen zu stellen, die nicht beantwortet werden. Ich bin auch etwas schockiert, daß ich aus der Zeitung erfahren mußte, was Dotty passiert ist.«

»Es tut mir leid«, sagte Jill kleinlaut, »aber ich war nicht fähig, an alles zu denken. Kannst du mir verzeihen?«

»Ich weiß ja, daß viel auf dich eingestürmt ist, aber ich könnte dir doch ein bißchen helfen.«

»Du hast doch selbst genug zu tun.«

»Ich bin inzwischen zu der Erkenntnis gekommen, daß ich mich und meine Arbeit zu wichtig genommen habe. Jetzt bin ich wieder mal daran erinnert worden, wie schnell ein Schicksaslschlag kommen kann, mit dem man gar nicht

rechnet. Man sollte sich viel mehr Zeit nehmen für die Menschen, die einem nahestehen. Ich bin dein Pate, Jill. Und auf einen Paten muß man sich verlassen können.«

Sie sah ihn verwirrt an. »Daran hätte ich gar nicht gedacht.«

»Ich hätte mir dieser Verantwortung ja auch schon früher mal bewußt werden können, und so hast du mir etwas zu vergeben, Jill.«

»Unsinn, mir hat es an nichts gefehlt. Es ging alles gut, zu gut anscheinend.« Ihr kamen die Tränen. »Jetzt habe ich nur noch Angst um Mummy.«

»Wird denn nicht ausreichend für sie gesorgt?«

»O doch. Ed ist ständig um sie bemüht, Dr. Thornton meine ich. Wir kennen ihn ja schon länger. Er tut wirklich alles für Mummy.«

»Vielleicht doch nicht genug. Ich werde mich mal darum kümmern.«

»Du darfst ihm nicht unrecht tun. Er ist deprimiert, daß Mummy noch immer im Koma liegt. Es sind jetzt schon acht Tage. Er hat dafür keine Erklärung.«

»Hatte sie sich vorher über irgend etwas aufgeregt?«

»Wie soll ich das wissen? Wir haben uns ja nicht mehr gesprochen. Sie hatte einen wichtigen Termin.«

»Mit wem?«

»Das weiß ich auch nicht.«

»Hatte sie es nicht notiert?«

Jill sah ihn überrascht an. »Nein, und das ist eigentlich verwunderlich. Sie notiert es sonst immer. Es muß überraschend gekommen sein.«

Jerry runzelte die Stirn. Sein Gesicht hatte sich verdüstert. »Manchmal bleibt ein traumatischer Schock, wenn man vor einem Unfall eine Aufregung oder ein häßliches Erlebnis hatte. Schauen wir doch noch mal nach, ob sie nicht irgendwo eine Notiz gemacht hat, vielleicht eine Telefonnummer oder eine Adresse. Sie hatte doch sicher ihr Notizbuch bei sich.«

»Ihre Sachen habe ich noch nicht angeschaut. Die wurden von der Polizei in die Klinik gebracht.«

»Dann laß sie dir geben, und schau alles durch. Wir müssen etwas tun, um sie ins Leben zurückzuholen. Je länger das Koma anhält, desto schlechter werden ihre Chancen, geistig intakt zu bleiben.«

»Mach mir nicht Angst.«

»Das will ich wahrlich nicht, Jill, aber es ist wichtig zu wissen, was in ihren Gedanken vor sich gehen könnte.«

»Selbst wenn wir eine Ahnung hätten, wir könnten es ihr ja nicht mitteilen. Sie hört uns nicht.«

»Wenn ihr Unterbewußtsein arbeitet, nimmt sie auch auf, was ihr gesagt wird. Ich habe mich damit befaßt. Man kann das Bewußtsein auch bei Schlaganfallopfern beleben, und so kann es auch bei komatösen Patienten sein.«

»Wenn du es sagst, ich hab’ davon keine Ahnung«, meinte Jill zweifelnd. »Wie nahe steht ihr euch eigentlich?«

Er war irritiert. »Wir sind schon lange befreundet. Wieso fragst du?«

»Weil ich auch keine Ahnung hatte, wieviel Ed für Mummy übrig hat. Vielleicht gibt es noch einen Mann, mit dem sie sich hin und wieder heimlich getroffen hat, was wirklich nicht nötig wäre. Ich hätte ihr doch nie Vorschriften gemacht.«

»Sie hätte dir auch nichts verheimlicht.«

»Ich weiß nicht. Sie wollte alles von mir fernhalten, was mich belasten könnte. Was war eigentlich mit meinem Vater? Darüber hat sie nie gesprochen. Ihr wart doch Freunde.«

»So kann man das nicht nennen. Wir kannten uns recht gut, und dadurch lernte ich auch Dotty kennen, schon bevor du auf die Welt gekommen bist. Dave war ein Abenteurer, Dotty war zu schade für ihn.«

Jills Augenbrauen schoben sich zusammen. »Ich kann mich nicht an ihn erinnern. Es ist alles so seltsam. Du warst doch auch mal verheiratet.«

»Nur kurze Zeit. Daphne brannte mit einem Schauspieler durch. Wir wurden geschieden, und ich habe nie mehr etwas von ihr gehört. Aber warum graben wir diese alten Erinnerungen aus? Fahren wir zu Dotty in die Klinik.«

»Ich bin gerade von dort gekommen. Ich muß mich auch um die Agentur kümmern, sonst bleibt zuviel liegen, Jerry. Fahr allein hin. Ed ist ein guter Arzt, du kannst ihm vertrauen.«

»Wenn du meinst. Aber mir werden sie kaum Dottys Sachen herausgeben.«

»Ich rufe dort an, dann machen sie es schon. Ich bin froh, daß du gekommen bist, Jerry.«

Er küßte sie auf die Stirn. »Ich hätte gleich kommen müssen«, erwiderte er gepreßt. »Ich habe nur darauf gewartet, daß du mich anrufst und sagst, daß es Dotty gutgeht. Ich habe in schwierigen Situationen schon oft in meinem Leben den Kopf in den Sand gesteckt. Ich bin feige, Jill.«

»Das bist du nicht. Du bist nur sensibel, und solche Ereignisse erschrecken dich. Mir geht es genauso. Ich begriff erst, wie ernst es ist, als ich Blut für Mummy gespendet habe. Wir haben die gleiche Blutgruppe, und die ist selten.«

»Ja, ich weiß«, sagte er geistesabwesend.

Jill blickte ihm mit einem seltsamen Ausdruck nach, als er ging. Sie hatte sich über ihn eigentlich nie viel Gedanken gemacht, aber jetzt ging es ihr durch den Sinn, daß er wohl auch eine besondere Rolle im Leben ihrer Mutter spielte. Anscheinend eine bedeutendere als ihr Vater, David Henson, von dem sie nur eine verblaßte Fotografie kannte.

*

Über David dachte jetzt auch Jerry nach, und sein Gesicht nahm einen grimmigen Ausdruck an.

Irgendwie kam ihm der Gedanke, daß sich David bei Dotty gemeldet haben könnte und sie in Aufregung versetzt hätte.

Er konnte sich nicht erklären, warum ihm das in den Sinn kam, aber es ließ sich auch nicht verdrängen, da nichts Dotty so beunruhigen konnte, wie ein Lebenszeichen von David.

Ihn beunruhigte jetzt jedoch noch mehr das Interesse von Dr. Thornton an Dotty, denn er hatte Jills Bemerkung entnehmen müssen, daß es ein sehr ernstes Interesse war. Und das wurde ihm auch bestätigt, als er mit Thornton sprach. Es standen sich zwei Konkurrenten gegenüber. Eine feindselige Haltung nahmen sie zwar nicht ein, aber es herrschte Spannung.

Jerry ließ sich genau erklären, welche Verletzungen vorlagen und welche von diesen immer noch lebensbedrohend sein konnten.

Es war nur gut, daß die Rückenwirbel nicht verletzt waren und die Schädelfraktur gut verheilte.

»Es gibt so manche Widersprüche in ihrem Zustand«, erklärte Ed Thornton. »Eigentlich müßte sie längst bei Bewußtsein sein. Ich kann es mir nur so erklären, daß sie schon unter einem Schock stand, als der Unfall passierte und ihre Gedanken sich auf einen Punkt konzentrieren.«

»Im Büro hat sie jedenfalls keinen Ärger gehabt«, erklärte Jerry kühl. »Ich bin von Jill genauestens informiert worden.«

»Wie es auch sei, wir werden uns in Geduld fassen müssen.«

»Ich werde mich jetzt zu ihr setzen und sie aufmuntern«, erklärte Jerry.

Der Arzt sah ihn an, als ob er an seinem Verstand zweifle. »Sie wird vielleicht Ihre Nähe spüren, aber hören wird sie nichts«, sagte er.

»Ich hatte einen Kollegen in Amerika, der erwachte aus dem Koma, als man seinen Hund ans Bett holte, und der seine Schnauze auf seine Hand legte und kurz bellte.«

»Jill hat lange mit ihrer Mutter gesprochen, aber leider gar nichts damit erreicht.«

Jerry sagte nichts mehr. Er war nicht objektiv, da es um Dotty ging. Es war ja nicht so, daß sie ihm Sonderrechte eingeräumt hatte, aber er beanspruchte solche doch für sich, wenn ein anderer Mann ins Spiel kam. Bisher hatte er das nicht zu fürchten brauchen, aber plötzlich tat dieser Thornton so, als spiele auch er eine Rolle in Dottys Leben.

Als Jerry an ihr Bett trat, mußte er erst einmal schlucken. Es tat ihm entsetzlich weh, dieses blutleere Gesicht zu sehen, so bewegungslos, da er sie doch so ausdrucksstark kannte. Sie war so ungekünstelt, man konnte in ihrem Gesicht die Gedanken lesen, und ihre Blicke sagten meist mehr als Worte.

Er streichelte ihre Hände. »Jerry ist da, nun wach endlich auf, Dotty. Du kannst es mir doch nicht antun, daß du nicht mit mir redest. Ich möchte wissen, was du denkst, was dich erschreckt hat. Wer hat dir weh getan, kannst du es mir sagen?«

Lief da nicht ein Zucken über ihr Gesicht, zitterten nicht ihre Wimpern? Unverwandt blickte er auf sie nieder. Er beugte sich zu ihr und drückte ihre Finger an seine Lippen. »Ich werde es nicht zulassen, daß dir weh getan wird, aber ich möchte auch nicht mehr solche Angst um dich haben, Dotty. Du mußt doch endlich begreifen, wie sehr ich dich liebe, seit der ersten Minute unseres Kennenlernens. Warum bist du nicht von ihm fortgegangen und mit mir gekommen? Wie oft habe ich mich das gefragt.«

Und als er den Kopf hob, blickte er in ihre offenen Augen. Ihr Blick war noch weltenfern und verwundert, nicht begreifend.

»Dotty, Darling, verstehst du mich? Bitte, sag doch nur ein einziges Wort.«

»Jerry«, hauchte sie, und dann nach einem tiefen Atemzug, »Jill?«

»Jill war die ganze Zeit bei dir. Ich habe sie abgelöst. Ich muß ihr gleich Bescheid sagen, daß du erwacht bist.«

»Du hast mit mir geschimpft«, murmelte sie.

»Das ganz gewiß nicht. Ich habe dich angefleht, ins Leben zurückzukehren, Dotty. Du hast acht Tage im Koma gelegen.«

»Acht Tage? Was ist passiert?«

»Du hattest einen schweren Unfall.«

»Das habe ich nicht nur geträumt…«, ihre Stimme war wieder ganz leise geworden, und ihre Lider sanken herab. »Erzähle, was passiert ist.«

Er erzählte, was er wußte. Er sprach nicht von den Toten. Er wußte ja auch nichts von ihnen.

»David hat mich verfolgt«, murmelte sie. »Ich habe Angst, Jerry.«

»Du brauchst keine Angst mehr zu haben. Ich werde auf dich aufpassen, ich lasse dich nicht mehr allein.«

»Aber Jill… ich traue ihm nicht…« Nun brach sie plötzlich ab und sank zurück in tiefen Schlummer.

Sie hat David getroffen, ging es ihm durch den Sinn. Zufällig? Oder hatte sie sich mit ihm verabredet? Aber warum? Sie hatte das doch nie gewollt.

Ihm bereitete es nur Sorge, daß sie Angst vor ihm hatte, vor dem Mann, in den sie einmal leidenschaftlich verliebt gewesen war. Das hatte sie ihm selbst gestanden, und sie hatte es später nicht mehr begriffen. Sie hatte ihm gesagt, daß es am besten gewesen wäre, sie hätte sich schon nach der Hochzeitsnacht von ihm getrennt.

Jerry wußte, daß David Henson nie den Versuch gemacht hatte, Dotty und Jill nach der Scheidung zu treffen. Er war verschollen gewesen. Niemand hatte gewußt, wo er sich herumtrieb, ob er überhaupt noch lebte.

Es konnte durchaus sein, daß Dotty eine Ähnlichkeit mit einem andern Mann erschreckt und in Angst versetzt hatte. Aber sollte es denn so unwahrscheinlich sein, daß David wieder auftauchte?

Wohl war es Jerry auch nicht bei dem Gedanken. Er hatte die Auseinandersetzung mit David nicht vergessen, bei der es auch zu harten Schlägen gekommen war, denn David war

brutal und unbeherrscht. Vernünftig diskutieren konnte man nicht mit ihm. Er war sowieso immer im Recht und die andern im Unrecht. Er konnte sehr charmant sein, aber wenn er die Beherrschung verlor, wurde er zu einem üblen Rowdy.

Auch Dotty hatte diese Seite an ihm kennengelernt. Es mußte für sie eine entsetzliche Erkenntnis gewesen sein, und gleichzeitig fühlte sie sich erniedrigt und beschmutzt.

Er fuhr sich über die Augen, aber er konnte die Erinnerung nicht mehr wegwischen. Er erhob sich und ging hinaus, um mit Jill zu telefonieren.

»Sie gehen schon?« fragte Dr. Thornton anzüglich.

»Ich will Jill benachrichtigen, daß ich mit Dotty sprechen konnte«, erwiderte Jerry. Der Arzt staunte.

»Ist das wahr?« fragte er hastig.

»Ich würde es sonst nicht sagen. Dotty ist mir zu wichtig, als auf ihre Kosten zu lügen. Sie leidet unter Alpträumen. An den Unfall kann sie sich nicht erinnern.«

»Und mit welchen Worten haben Sie sie aus dem Koma geholt?«

Das wollte Jerry dem Arzt nun gewiß nicht verraten. »Ich habe einfach drauflosgeredet«, erwiderte er. »Wir kennen uns ja schon ein halbes Leben, da ist ihr auch meine Stimme vertraut. Und es war wohl auch an der Zeit, daß sie aufwacht.«

»Manchmal dauert ein Koma Monate oder gar Jahre.«

»Aber sind die Menschen denn dann noch fähig, normal zu denken und zu reden, wenn sie ins Leben zurückkehren?«

»Sie werden therapiert, und auch bei Gehirnschäden werden jetzt schon stolze Erfolge erreicht. Ich bin allerdings sehr froh, daß dieses Koma nicht länger angehalten hat.«

»Und es besteht hoffentlich nicht die Möglichkeit, daß Dotty ins Koma zurückfällt.«

»Das kann verhindert werden.«

»Jetzt will ich aber Jill anrufen«, sagte Jerry. »Sie muß es auch erfahren.«

Jill schluchzte gleich auf vor Freude. »Ich komme sofort«, sagte sie. »Wartest du?«

»Ich bleibe in der Klinik. Ich bin doch nur Dottys wegen hier.«

Diese Bemerkung stimmte Jill sehr nachdenklich. Sie hatte sich eigentlich nie Gedanken gemacht über die Beziehung zwischen Dotty und Jerry. Sie waren lange Zeit befreundet, und Jerry war ihr Pate, das genügte ihr. Sie wußte, daß Jerry mal ein paar Monate verheiratet gewesen war, aber über seine Frau war nie gesprochen worden. Er war viel auf Reisen, und Jill freute sich immer über die Ansichtskarten mit den bunten Briefmarken, die er schrieb.

Wurde sie gefragt, ob sie einen Freund hätte, überlegte sie nicht lange. Jerry sei ihr Freund, erklärte sie. Und als Mann fand sie ihn einfach toll. So müßte auch einmal der Mann sein, den sie heiraten würde, sonst gefiel ihr keiner.

Und was hätte ich gedacht, wenn Mummy ihn geheiratet hätte, überlegte sie jetzt. Aber nun war sie schon am Ziel, und Jerry stand schon am Auto, als sie hielt. Er nahm sie in die Arme, als sie ausstieg.

»Ich bin ja so glücklich, Jill«, sagte er leise. »Es war ein wundervoller Augenblick, als sie die Augen aufschlug und mich ansah, und sie erkannte mich.«

»Da könnte ich ja direkt eifersüchtig werden«, scherzte Jill.

»Mußt du nicht, sie hat sofort nach dir gefragt. Es ist erstaunlich, daß ein Mensch nach so langem Tiefschlaf gleich wieder Erinnerungsvermögen hat.«

»Ich habe mal gelesen, daß ein Mensch, der das Bewußtsein verloren hat, beim Erwachen zuerst das empfindet, was er vor Eintritt der Bewußtlosigkeit dachte. Ich weiß nicht, ob das stimmt. Die Meinungen gehen ja auch auseinander. Ärzte sind sich nicht einig, wenn es um die Grenzwissenschaften geht, wie auch bei den Heilmethoden.«

Jerry dachte schon etwas anderes. »Wie gut kennt Dotty eigentlich diesen Dr. Thornton?« fragte er.

Jill warf ihm einen schrägen Blick zu. »Sie haben sich öfter mal bei offiziellen Anlässen getroffen. Ich war auch dabei. Er scheint von Mum sehr beeindruckt zu sein.«

»Du hast nichts dagegen?«

Jill lächelte hintergründig. »Warum? Ich habe nicht bemerkt, daß Mum ihn bevorzugt.«

»Mir mißfällt, daß er so tut, als hätte er Rechte«, brummte Jerry.

»Liebe Güte, das klingt ja nach Eifersucht«, staunte Jill.

»Und wenn schon.«

»Er ist jedenfalls ein guter Arzt, und Dotty braucht ihn jetzt.«

»Es gibt noch bessere Ärzte. Ich werde mich gleich darum bemühen.«

Jill wunderte sich schon nicht mehr. »Laß es so, wie es ist, Jerry. Dotty Henson entscheidet immer selbst, was sie für richtig hält.«

Sie gingen nun gemeinsam zu dem Krankenzimmer. Dr. Thornton trafen sie nicht. Schwester Helen sagte ihnen, daß jetzt Dr. Roman Richardsen Dienst hätte. Der war aber beschäftigt. Sie brauchten jetzt auch keinen Arzt. Dotty schlief noch, aber ihr Gesicht war entspannt und friedlich. Ihr Atem ging ruhig und gleichmäßig, und ihre Hände waren nicht mehr so kalt wie zuvor.

»Sprich nur mit ihr, sie hört es schon, wenn sie auch schläft«, sagte Jerry.

»Ich will sie aber nicht stören. Sie soll sich gesundschlafen.«

Aber nach einer halben Stunde kam Bewegung in Dottys Gesicht, und ihre Hände fuhren über die Bettdecke. Da begann Jill zu reden, und bald schlug Dotty die Augen auf.

Ein Lächeln erhellte ihr Gesicht, gab ihm die frühere Schönheit zurück. »Mein Kleines«, sagte sie zärtlich, »ich wollte dir keinen Kummer bereiten.«

War diese Bemerkung doppelsinnig auszulegen? Jerry dachte sich etwas dabei, während Jill nur glücklich war, mit

ihrer Mummy reden zu können.

Hat Dotty David getroffen, überlegte Jerry. Hatte der etwas vor mit Jill, vor dem Dotty sie bewahren wollte? Jerry schalt sich dieser Gedanken, die doch zu nichts nütze waren. Nur Dotty konnte sagen, was geschehen war, bevor der Unfall passierte, und sie sagte es auch jetzt nicht.

»Ich war vielleicht für einen Augenblick unachtsam und bin zu dicht auf die vorderen Autos aufgefahren«, sagte sie. »Dann krachte es schon, und von da an weiß ich nichts mehr. Es ist wie verhext.«

»Wie bist du überhaupt in diese Gegend gekommen?« fragte Jill unbefangen und arglos.

»Das kann ich auch nicht sagen. Ich hatte ein Date, wahrscheinlich stimmt das. Haben wir nicht auch Kunden in diesem Viertel?«

»Ich kann mich nicht erinnern«, sagte Jill.

»Es kann doch gar nicht anders sein, Jill. Aber ich werde mich sicher bald an alles erinnern können.«

Jill verließ später gemeinsam mit Jerry die Klinik. Sie trafen noch Dr. Richardsen. Er war noch ziemlich jung, und er sah Jill bewundernd an. Er versprach, ständig nach Dotty zu sehen.

»Anscheinend verdreht ihr beide hier den Ärzten die Köpfe«, meinte Jerry anzüglich. »Daß mir das nicht ausartet.«

Jill lachte leise. »Ich würde als Arztfrau nicht taugen.«

»Und wie stellst du dir deinen Mann vor?«

Sie blinzelte zu ihm empor. »Schade, daß du nicht jünger bist«, sagte sie mit einem schweren Seufzer.

Spontan drückte er ihr einen Kuß aufs Haar. »Ich wünschte, du wärest meine Tochter, nicht nur mein Patenkind. Ich liebe dich, ich liebe euch beide.«

»Ich liebe dich auch, Jerry, und ich bin froh, daß du jetzt hier bist.«

»Du hättest mich gleich rufen können.«

»Ich wußte doch nicht, daß du schon zurück bist von deiner Vortragsreise. Und außerdem hättest du auch nichts ausrichten können, oder meinst du, daß Mummy früher aufgewacht wäre. Wie hast du das überhaupt geschafft? Kannst du etwa zaubern?«

»Vielleicht haben wir die richtige Wellenlänge, mein Schätzchen.«

»Du wohnst doch bei uns?« fragte sie, als sie vor ihren Autos standen. »Da fällt mir ein, daß von Cambridge angerufen wurde. Ein Besucher aus Deutschland hat nach dir gefragt, der dich dringend sprechen möchte. Ich habe ihn an unsere Adresse verwiesen.«

»Aus Deutschland?« Jerry runzelte die Stirn. »Ich habe jetzt eigentlich keine Neigung, berufliche Dinge zu erörtern.«

»Du kannst ja hören, was er will, und wenn es dir nicht paßt, schickst du ihn weiter. Jedenfalls wird er zuerst ins Büro kommen.«

»Ich werde bestimmt in der Klinik sein.«

Jill lächelte hintergründig. »Ich kann ihn ja weiterschicken, wenn er mir nicht gefällt. Ich habe darin Übung. Was meinst du, was für Leute uns die Tür einrennen. Da muß man hart sein.«

»Jedenfalls hat Dotty in dir eine würdige Vertreterin. Wir sollten dafür sorgen, daß sie sich nicht gleich wieder dem Streß aussetzt.«

»Da werde ich ganz energisch sein. Sie muß sich richtig erholen. Du wirst mich doch unterstützen und es ihr auch klarmachen.«

»Wie wäre es, wenn ich mit ihr irgendwohin fahre, wo es schön ist?«

»Das wäre wundervoll, Jerry. Zur gleichen Zeit können wir beide ja nicht weg, und es muß jemand auf sie aufpassen, damit sie sich nicht übernimmt. Ich kenne sie, allein hält sie es nirgends aus.«

»Und ich käme auch mal zu einem richtigen Urlaub«, sagte er.

Sie versank in nachdenkliches Schweigen. »Es ist doch seltsam, Jerry, daß erst so etwas passieren muß, damit man sich darauf besinnt, wie wichtig man den andern nehmen muß.«

»Ich habe Dotty immer wichtig genommen. Sie hat sich nur zu emanzipiert gegeben.«

»Sie wußte doch, wie sehr du deine Freiheit liebst.«

»Dachte sie wirklich so? Dann lag sie nicht richtig. Für sie… aber lassen wir das jetzt. Vielleicht habe ich jetzt wirklich eine Chance. Und wenn du meine Verbündete bist…«

»Die bin ich«, unterbrach sie ihn. »Jetzt fahren wir heim.«

»Wollen wir nicht erst essen gehen?«

»Wir machen es uns lieber zu Hause gemütlich. Es ist ja alles da, und du kannst dich endlich mal überzeugen, daß ich auch schnell ein gutes Essen auf den Tisch bringen kann.«

*

Sie hatten soviel zu erzählen, daß Jerry gar nicht mehr darüber nachdachte, wer der Besucher aus Deutschland wohl sein könnte.

Alexander Brückner war indessen schon in London angekommen und ruhte sich in einem Hotelzimmer aus. Er hatte den Fernsehapparat eingeschaltet und ließ sich über das Weltgeschehen unterrichten. Da er perfektes Englisch beherrschte, bereitete es ihm keine Schwierigkeiten, alles zu verstehen.

Er war nicht enttäuscht gewesen, Jeremy Fleming nicht in Cambridge anzutreffen, er war eher überrascht, daß er überhaupt gleich erfuhr, wo der Professor zu erreichen war. Er hatte sich mit einer sehr freundlichen Sekretärin, die sichtlich Wohlgefallen an ihm gefunden hatte, unterhalten,

und dabei erfahren, daß der Professor erst kürzlich von einer langen Auslandsreise zurückgekehrt sei. So konnte er von Glück sagen, ihn nicht erst irgendwo in der Welt suchen zu müssen.

Alexander wollte den letzten Wunsch seiner Mutter so bald als möglich erfüllen. Das war ihm eine Verpflichtung, um so mehr, da er begriffen hatte, daß Fleming von seinem Vater hintergangen worden war.

Das widersprach seinem Rechtsempfinden, und er schämte sich für seinen Vater. Allerdings stimmte es ihn auch nachdenklich, daß seine Mutter Jeremy Fleming nicht früher gesucht und gefunden hatte, als er nun erfuhr, daß dieser seinen Wohnsitz schon lange in Cambridge hatte.

Hatte sie ihm zu Lebzeiten nicht mehr begegnen wollen? War auch zwischen ihnen etwas vorgefallen, woran sie sich nicht erinnern wollte?

Er war ein paar Minuten geistesabwesend, aber dann vernahm er den Namen Henson und blickte wie gebannt auf den Fernseher. Er hörte, daß Dorothy Henson, die bekannte Werbemanagerin, nach zehn Tagen aus dem Koma erwacht sei. Es wurde an den schweren Massenunfall erinnert, bei dem sie lebensgefährliche Verletzungen davongetragen hatte.

Henson, das war der Name, der ihm in Cambridge genannt worden war, über den Professor Fleming zu erreichen war.

Die Sekretärin hatte auch davon gesprochen, daß der Professor einen Krankenbesuch machen wollte.

Alexander hatte schon auf dem Flug von diesem Unfall gelesen und Fotos gesehen. Und er hatte darüber nachgedacht, wie plötzlich Menschen sterben konnten, die gerade noch gesund gewesen waren. Für die Angehörigen mußte das wohl noch schlimmer sein, als einen Menschen durch eine unheilbare Krankheit zu verlieren, da es letztlich doch eine Erlösung für diesen bedeutete, wenn er sterben konnte.

Alexander machte sich sehr viele Gedanken, die ihm früher gar nicht gekommen waren, seit seine Mutter gestorben war.

Er überlegte auch, ob sie ihm alles gesagt hatte, was zwischen seinem Vater und Fleming und auch ihr gewesen war. Sie hatte eigentlich nie über frühere freundschaftliche Beziehungen gesprochen. Er fragte sich auch, warum es ihr so wichtig gewesen war, daß er persönlich Fleming die Unterlagen bringen solle.

Wie würde Fleming überhaupt reagieren? Alexander raffte sich auf und suchte das Restaurant auf, um noch eine Kleinigkeit zu essen. Großen Hunger hatte er nicht, und viel Vertrauen hatte er auch nicht in die englische Küche, die seinem Geschmack nicht entsprach.

Aber das Steak war ausgezeichnet, und auch die Beilagen schmeckten. Es war gerade recht für den kleinen Hunger.

Er hatte in dieser Nacht sehr gut geschlafen und war ganz fit, als er geduscht hatte. Nach dem Frühstück ließ er sich von einem Taxi zu der Adresse bringen, die ihm in Cambridge angegeben worden war. In einem modernen Bürogebäude brauchte er nicht lange nach der Werbeagentur Henson zu suchen. Sie nahm die ganze erste Etage ein. Im Erdgeschoß befand sich ein kleines Restaurant, was für die Angestellten ideal war.

Jill hatte an diesem Tag sehr viel zu tun gehabt. Sie war schon um sieben Uhr im Büro gewesen, und sie hatte nicht mehr daran gedacht, daß ein Besucher für Jerry kommen wollte, der schon wieder in der Klinik bei Dotty war.

Es war elf Uhr, als Debbi hereinkam, und ihr ankündigte, daß ein Dr. Brückner gekommen sei, der Professor Fleming sprechen wolle.

»Ist gut, ich weiß Bescheid, Debbi. Er soll hereinkommen.«

Wenig später trat Alexander ein. Jill blickte auf und ihre Augen weiteten sich. Ihr Mienenspiel verriet eine ganze Skala von Empfindungen, die Staunen, Erschrecken und Verwirrung ausdrückten. Unwillkürlich war sie auch

aufgesprungen, und Alexander war irritiert, daß sein Erscheinen eine solche Reaktion hervorrief.

Er legte seine Karte auf den Schreibtisch. Jill fuhr sich über die Augen. »Pardon«, flüsterte sie stockend, »ich bin konsterniert. Sie heißen Alexander Brückner?«

»Ja, ich kann mich ausweisen, wenn Sie Zweifel hegen. Ich muß mich entschuldigen, daß ich mich nicht telefonisch angemeldet habe, aber mir wurde in Cambridge gesagt, daß ich hier erfahren könnte, wo Professor Fleming zu erreichen ist.«

»Er ist in der Klinik bei meiner Mutter. Ich bin Jill Henson. Darf ich fragen, ob Sie Jerry persönlich kennen oder gar mit ihm verwandt sind?«

»Nein, ich kenne ihn nicht persönlich. Mein Vater war mit ihm befreundet. Es ist alles etwas kompliziert. Ich würde gern erst mit Professor Fleming darüber sprechen. Würden Sie mir bitte sagen, womit ich Sie erschreckt habe?«

Jill errötete. »Das werde ich Ihnen sagen, wenn Sie mit Jerry gesprochen haben. Er ist mein Pate, wir sind sehr eng mit ihm verbunden. Er hat leider nie den Namen Brückner erwähnt.«

»Das wird seine Gründe haben. Er hat mit meinem Vater wissenschaftliche Forschungsreisen unternommen, und es hat Differenzen zwischen ihnen gegeben. Mein Vater lebt schon lange nicht mehr. Meine Mutter ist erst kürzlich gestorben und hat mich beauftragt, Professor Fleming Unterlagen zu bringen, die für ihn wichtig sein können.«

Alexander war auch ziemlich verwirrt, weil Jill auf sein Erscheinen so verschreckt reagiert hatte. Jetzt ruhte ihr Blick sehr nachdenklich auf ihm.

»Ich werde in der Klinik anrufen und Jerry verständigen, daß Sie hier sind. Sie könnten sich unten im Restaurant mit ihm treffen, wenn Ihnen das recht ist. Es hat einen kleinen Nebenraum, den ich reservieren lasse. Sie sind dann ganz ungestört.«